

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch :
Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1968)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 166 und 167

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 166 und 167

Von den vielen hundert Wörtern (mit einer zum Teil reichen Bedeutungsentfaltung), die in diesen zwei Heften enthalten sind – solche aus den heutigen Mundarten wie aus der älteren schweizerdeutschen Sprache –, mögen hier einige näher vorgestellt werden.

Beginnen wir mit dem bereits im letzten Jahresbericht in Aussicht gestellten Wortpaar *Tor* und *Tür*, deren Artikel in unserm Wörterbuch, durch nachher zu besprechende Wörter getrennt, einander mit genau 100 Spalten Abstand folgen. Sie sind ihrer Herkunft nach Geschwister: *Tor* eine sächliche, *Türe* eine ursprünglich pluralische Bildung (vgl. lateinisch *fores*) zu derselben indogermanischen Wurzel **dhur-*. Gerne treten sie in der alliterierenden Formel *Tür und Tor* auf, zunächst im eigentlichen Sinn: «Es geschach zuo einer zit... daß der tüfel für die burg Stretlingen zuo dem tor und tür kam und klopfet an als ein bilger und begert also in der ere sant Michels herbrig» (Stretlinger Chronik, XV. Jh.), dann auch bildlich: *Es Ung'fell findet geng Tür und Tor* (bernisches Sprichwort). *Tor* an sich bezeichnet einen großen, stattlichen, *Tür* hingegen einen kleinern, oft dem Diminutiv *Törli* (bernerisch *Töri*) entsprechenden Eingang. So werden beim Bauernhaus des Mittellandes zur Ein- und Ausfahrt der Wagen vom *Tor*, *Tenn(s)tor* beide Flügel geöffnet, während man für den gewöhnlichen Ein- und Ausgang nur das in einem Torflügel hangende *Töri*, *Törli* (auch *Tennstürli*) öffnet, das an Größe ungefähr der *Stall(s)tür* (in derselben Front) und der *Hüstür* entspricht. Auch bei den Stadttoren, über deren Namen im Anhang zum letzten Jahresbericht geschrieben worden ist, gibt es – oder gab es – neben den großen Öffnungen, die bei Nacht sowie in besondern Fällen mit den mächtigen Toren geschlossen wurden, noch schmale Türen für einzelne Passanten (etwa Spätheimkehrer), außerdem aber noch, wenigstens

in älterer Zeit, private Pförtchen, die allerdings von den Stadtbehörden aus Sicherheitsgründen nicht gern geduldet wurden. Immerhin gestattete man 1420 in Luzern einem U. Walker, wohl einem Fischer, «daz er sol und mag unden am turn (dem Baghartsturm) ein klein türli machen, das dry schuoch wit sy, das er und Ludwig, sin sun, dodurch in und us mögent wandlen zuo ir schiffen». Die Sicherung der kleineren und größeren Stadteingänge, dieser kritischen Stellen im Befestigungsring, war auch in Friedenszeiten eine dauernde Sorge. Zahlreiche Verordnungen bestimmten Öffnung und Schließung sowohl in normalen Zeiten wie auch für den Fall von Mord, Feuer, Hinrichtungen und Unruhen, regelten den Dienst der Torwächter und Zöllner wie ihrer Aufseher, ordneten den Sicherheitsdienst im Kriegsfall. Da wurde 1577 in Kaiserstuhl beschlossen, «daß die großen thor winterßzitt umb 7 uren beschlossen werdind und die kleinen umb 8 uren, darvor nit... Welcher aber nach den 8ten khumpt, sol schuldig sin 1 ß (Schilling) von iedem wagen, ein rittender 1 k(rüzer), ein fuoßgänger 1 d. (Pfennig) von iedem thor ufzesperen. Am morgen winterßzitt sollend die thor umb die 4 uren ufgespert werden.» Oder der Chronist J.J. Rüeger aus Schaffhausen berichtet 1606: «Nun dise der Stat Tor alle, deren noch sibne offen stond und gebrucht werdend, habend ire tägliche Wechter mit sampt einem oder zweien Biwechtern je nach Gstaltsame der Zit.» In Basel sollen 1531 bei Feind-, Feuer- oder Wasseralarm sofort «alle houptlüt, och schützenn zuo den thorenn und uff die thürn (Türme), dahin ir ieder verordnet ist... zuolouffen». Anderseits versuchte der Feind, die Tore mit Gewalt oder List zu öffnen, und es konnte zu kritischen Situationen kommen, wie etwa 1443 in Zürich, als es einigen scharf nachdrängenden Schwyzern gelang, durch das für den Rückzug der Zürcher nochmals geöffnete Rennwegtor in die Stadt einzudringen «und was der schreck so groß, daß niemand achtet, das tor wider zuozeschließen», bis eine mutige Frau «den schoßgatter» heruntersausen ließ (Aegidius Tschudi), oder im gleichen Jahr vor Baden: «Machtend von Zürich etliche listigen meister gar ein schweren stöbel von holz, den fiertzig man kum wol ertragen mochtend, und leittend den uff einnen starken karen, och

darzuo geordnet, und luffend mit dem selben stößel den von Baden an ir statt und vermeintend innen daz tor, daz zuo den großen bedren hinab stat, uffzuolouffen uff ein huffen, aber von früege wegen des morgen und ouch der tickty deß finstrenn näbels verfaltend die, die den stößel da fornnen soltend wissen (lenken), und traffend ein orttstein an dem tor uß der muren» (Edlibach).

Eine entsprechend wichtige Bedeutung kommt in volkstümlicher Auffassung bei Haus und Stall der *Tür* zu. Das zeigt sich einmal in rechtlichen Bestimmungen über Hausfriedensbruch, Steuer- und Pfändungsgewalt seit dem 13. Jahrhundert. «(Es soll der Weibel) in der selben vogty die stür ervordern, des ersten vor des huses abtrouff, darnach zuo dem andern (das zweite Mal) sol er gan an die tür, und zuo dem dritten sol er gan in das hus» (1442). Die Berner Gerichtssatzung von 1615 bestimmt: «Ein Wybsperson aber soll niemandt nützit von ihrem Guet ordnen, sy komme zuevor für unseren Schuldtheiß oder sy fordere ein versamlet Gricht für ihr Hustür und sye noch in der Maß, das sy für die Hustür uß gahn oder sich für dieselbe ußtragen lassen möge.» Bösen Geistern, Dieben und Hexen verwehrt man den Zugang an der Haus-, Stall- oder Kammertür, indem man unter der Tür einen Segensspruch spricht, ein Zeichen (z. B. den *Bluetstrich*) anbringt, ein Messer, eine (Mist-)Gabel oder einen ähnlichen Gegenstand einsteckt usw. 1701 gesteht ein Zürcher, «er habe, (weil er «Schaden gelitten») ob seiner Stahlthür ein Loch geboret, eine Allermannsharnischwurz darein gethan, mit einem Nagel verschlagen und darzu gesagt: Das walthe Gott, das bhüet Gott und das bessere Gott»; nachher gibt er zu, «daß er ein Zedelin umb die Wurtz gebunden, aber nichts darauf geschrieben habe als Sant Elia.» Die Sitte, an die Türe zu klopfen, wenn man Eintritt begehrt, etwa mit Hilfe des Türklopfers, ist, wie der Beleg aus der Stretlinger Chronik (S. 10) zeigt, alt; auf dem Land allerdings, z. B. in Vals, *popple d'Lüt nu bim Pfarer an d'Tür*, sonst nicht. In Bern bestand im 17. Jahrhundert die Gewohnheit, daß die Vannersweibel am Ostersonntag nach der Predigt jedem, der am Hohen Donnerstag in seinem Amt bestätigt oder in ein Amt gewählt worden, «an der Haußthüren» klopften, «damit das Zeichen

gebend, daß er bestätigt oder nüwe gesetzt worden und sich auf dem Hübschen Monntag uff dem Rhathaus finden lassen sole».

Da, wo ein Weg über eine Viehweide führt, trachtet der Besitzer darnach, durch Stapfen, Durchschlüpfe oder Gatter (*Türli, Tor*) den Durchgang zu gewährleisten, ohne daß das Vieh entlaufen kann. Solche *Türli*, wie Hans Valär eines in seinem Buch «Dr Türliiger» eindrücklich schildert, erscheinen in zahlreichen ältern Grenzbeschreibungen als markante Punkte, so etwa in der Offnung von Roggwil (Thurgau) von 1432: «Item so langen zwing und benn deß ersten an daß türlin zuo Stachen, an daß türlin zuo Landtquaten, an daß türlin zuo Gümenschwylen (usw.).» Wie bei den Stadttoren wird die Benützung und Aufsicht durch Rechtssatzungen geregelt, und aus dem folgenden Beleg geht hervor, daß die Pflicht zur Erstellung (bzw. zum Unterhalt) auf bestimmten Gütern lastete: «Des Meyenbergs boumgarten sol machen daz türli zwen teil und der acher, der nidnen daran stoßet, den dritten teil des türlis» (Offnung von Zufikon AG, 15.Jh.). Neben den einfachen Wörtern *Tor* und *Tür* (bzw. den entsprechenden Diminutiven) kommen in der Bedeutung von Weidgattern auch Zusammensetzungen mit denselben Grundwörtern vor, in erster Linie an der Grenze des *Esch*, des umzäunten Saatfelds der Dreifelderwirtschaft, das *Eschtor* (meist und schon seit den ältesten Bezeugungen in der abgeschliffenen Form *Ester*, daneben auch, mit angeschmolzenem neutralem Artikel, *Sester*) und das *Eschtürli*, sodann das *Fallentor* und das *Fall(en)türli*, die eigentlich den von selber zufallenden Zaunverschluß bezeichnen («das fallend t.»), wie man ihn heute noch da und dort antreffen kann. Die Zusammensetzungen mit *Fallen(d)-* sind bzw. waren (heute nur noch als Flurnamen erhalten) fast ausschließlich in der Nordostschweiz verbreitet – eine Ausnahme macht ein vereinzelter Beleg aus Zofingen 1487* –, während diejenigen mit *Esch-*

* Der Beleg aus Chr. Reichenbach (Lauenen, Berner Oberland) ist irrtümlich auf Sp. 1389 eingereiht: das *Folletürle* (bei E. Friedli, Bärndütsch, Band Saanen, *Folletürli* geschrieben) befand sich offenbar am Fuße des «Follhorns» (Landeskarte: «Vollhorn») bzw. an einer *Folli* genannten Geländestelle; das erste Glied ist also nicht ein appellatives *Fallen (d)-*.

nur in den westlicheren Gegenden auftreten und auftraten; im Kanton Zürich erscheinen beide Typen. Obwohl sich ursprünglich der eine auf den Standort, der andere auf die Art der Einrichtung bezogen hat, so scheint sich hier eine wortgeographische Scheidung abzuzeichnen; bemerkenswert ist dabei namentlich ein Beleg aus Mülheim (Thurgau) von 1475: «Und mag der widmer (Verwalter des Kirchenguts) den stier zuo den meyen (jeden Mai) für die fallentor in die esch tryben.»

Neben der kulturgeschichtlichen, rechtsgeschichtlichen, bau- und volkskundlichen Seite mag nun die sprachliche (die Bedeutung) noch näher beleuchtet werden. Unter einem *Tor*, einer *Tür* stellen wir uns einen Durchgang (durch eine Wand, auch durch einen Zaun) samt dem zugehörigen Verschluß vor; je nachdem kann nun die eine oder die andere Teilverstellung stärker hervortreten oder überwiegen. So bezeichnen Namen wie *Änggetor* in der Gemeinde Muotathal, *Chärpftor* (neben *Chäpfscharte*) im Kanton Glarus und *Heidetir* bei Brienzwiler Felseinschnitte, Bergübergänge, also Lücken; ebenso denkt man bei der Wendung *under der Tür*, «unter dem Tor» an die Öffnung. Wenn hingegen 1532 in Basel drei Männer eingesperrt werden, weil sie «herrn Ambrosien, irem lütpriester, ein thüren abghept und in wyger (Weiher) gworffen», so handelt es sich um den Türflügel. Auch die ehemals an der Außenwand des Bodensee- oder Zürichsee-Lastschiffes angebrachte *Tür*, *Stürtür*, das Steuerblatt, ließ sich wie eine Zimmertüre ein- und aushängen, hin- und herdrehen. Aus der Vorstellung des Türverschlusses erklären sich die Redensarten *zwüsche Tor (Tür) und Angel cho (stäche)*, ‚in die Klemme (eigentlich: in den Türspalt) geraten‘, und *mit der Tür i (d)s Hüs (ine) falle* (auch *gheie, fare, rönne usw.*), zunächst im Sinn von ‚ungestüm hineinstürmen‘, dann ‚unvermittelt (ungeschickt) etwas vorbringen‘. Wenn sodann in der Großmünsterrechnung von 1507 unter Steinmetzenarbeiten «von der abschrottung der tür in turri sancti Karoli» die Rede ist, so ist damit das Türgestell gemeint, also der Rahmen um die Öffnung, und im Beleg J. Jörgers (Mundart von Vals) *Der Esel ist über di Tür in die finster Hütte i'täpet* bezeichnet *Tür* die Türschwelle, die sonst in den Walser-

mundarten und im Berner Oberland *Undertürler, der under Türler, der under Turner, Undertürni* heißt (im Gegensatz zum *Obertürler* usw.).

Als *Töri*, *Törli* oder *Türli* werden auch kleinere verschließbare Öffnungen bzw. deren Verschlüsse bezeichnet, so an Fenstern, an Schränken und Schreinen, an Tierfallen und Käfigen, namentlich aber am Ofen und am Faß, worauf die Zürcher Redensart über das Geldausgeben '*s gād zue, wie wä(nn) mer bim Spuntloch verhebt und 's bim Türli lād la strāze* Bezug nimmt; auch die Hosen hatten früher ein *Hosetöri* (Emmental) oder ein *Hoseturli* (Maienfeld); schließlich werden, in scherhafter Übertragung, auch der Mund und andere Öffnungen des menschlichen Körpers als *Törli*, *Türli* bezeichnet.

Was aber mag die «armentür» (eine der 128 Zusammensetzungen zu *Tür*) bezeichnet haben, die der Luzerner Hans Salat erwähnt: «P. Mosern starb (bei einer Epidemie) ein wib, nam er vor nacht ein andre, die füert er mornades übers loh by der armentür, zeigt der lebenden frowen die toten, so noh nit mit herd bedeckt was»?

Die Wörter *tür*, *Türi*, *Türig* sind heute in aller Mund. Wenn man unsere alten Zeugnisse für diese Sippe durchmustert, könnte man glauben, *türi Jär*, *türi Zite* hätten mit kurzen Unterbrüchen andauernd geherrscht. Zur Klage über Teuerung gehört auch die über hohe Löhne: «(Der Baumeister) vil geltz an dem buw (der St. Oswaldskirche in Zug) verdienet het, wenn es waren gar türe jar in denen ziten, und alle ding müeßet man tür kouffen, und knecht waren kostlich» (1478/86). Mißernten (es war «ein mergliche thüry und großer gebrest und mangel an korn und früchten», 1482, Rheinfelden) und Kriege («Wegen des leidigen Zuestands des Kriegs gab es ein große Thüre», 1622, Thurgau) waren die häufigsten Ursachen, doch kamen oft noch Preistreibereien durch spekulative Käufe dazu. In Bern wird 1601 geklagt, «der Ancken werde durch mancherley Gschwindigkeyten (Kniffe) und List durch Frömbde bstelt, uffkhoufft und einer Burgerschafft verthürt.» Mißlang die Spekulation einmal, so hatte der Betroffene zum Schaden noch den Spott, wie jener

Mann in Neßlau, der im Hungerjahr 1817 mit *Muesmäl* falsch spekulierte, wofür ihm lange über den Tod hinaus der Übername *d'Muesmältüri* haften blieb. Auch den Behörden wurde etwa vorgeworfen, daß sie durch verfehlte Maßnahmen eine Teuerung «machten». 1530 rempelte ein auswärtiger Marktbesucher in Schaffhausen einen Zürcher Bauern an: «Wie hastu so hüpsch herren (z) Zürich... Sy kouffen hie Schaffhusen kernen und machen ein thüry und land ir korn Zürich verderben und schütend es uß... Wele Gott, das sy vier wochen nütz anderst essen müëttend dann sötlich verdorben korn.» Die Erkenntnis, daß überschüssige Kaufkraft zu Preissteigerungen führen kann, ist ebenfalls nicht neu: 1501 «entstuond so ein groÙe thüwri aller äßigen spyß in der Eidgnoschafft, derglych vormals nit mer gehort was... Nun was in disser thüwrin allerley gnuog uff dem merckt feyl, derhalb mencklich vermeint, das dise thüwri allein dahar keme, das so vil gelts im lanndt waß; dan huorn und buoben wolten vol synn» (Stumpf, Reformationschronik 1536). Zahlreiche Belege zeigen aber auch, wie sich die Obrigkeiten bemühten, das Publikum vor Überforderungen zu schützen, die Teuerungen zu bekämpfen oder wenigstens deren Folgen zu mildern. Dafür einige Beispiele: «Ob die, so es berüerte, vermeinten, das ein artzat sinen lon übertüren und zuo vil fordern wölt, so sol es an minen herren ston, sölichs zuo mäßigen und entscheiden» (1496, Zürcher Stadtbuch). «Sol alzeit ob gehalten werden, daß die Wirth, Handwerkhs- und Handelslüt den gemeinen Mann nit überthüren, sonder gebührendt bescheidentlich halten thuen» (1653, Mandat für die gemeinen Vogteien). «(Es wird eine Erhebung veranstaltet) wie vil ein jeder mit im selbst volcks im hus habe, damit m(ine) g(nädi gen) herren als gethrüwe obern und vättter uß vättterlicher truw und fürsorg söllicher erbärmklicher thüre und mangel an korn dester baß fürkommen... mögind» (1571, Bern). «(Einem Lehrer wird die Besoldung erhöht) diewyl ime jezt ufferlegt, alle knaben schriben zuo leren, die zyt klem und thür und ine vil kind anfallend, och schweren huszins geben muoß» (1562, Schaffhausen). Das Zitat aus einem anonymen, etwas unbeholfenen Lied von 1592 möge diesen Abschnitt schließen: «Laßt uns bitten den lieben Gott, das er uns

behüete früe und spat vor krieg und krieggwäsen, vor pestläntz und thüre zit, ufruor und bluotvergießen.»

Dürr wird bei uns im allgemeinen wie in der Schriftsprache gebraucht, vom Erdboden z. B., von Pflanzen, Lebensmitteln oder von hagern Gestalten. Auffälliger ist der ‚unsinnliche‘ Gebrauch: «Din schryben von der heyligen fürbitt ist so gar dürr, ja so gar thorecht und närrisch...» rügt Zwingli (in Leo Juds Übersetzung) seinen Gegner Hieronymus Emser, und meint damit, ‚dürftig, gehaltlos‘. Ähnlich sagt schon Notker: «Dürre was daz lant, dürre was iro muot». Im Sinn von ‚klar, einfach, ungeschminkt‘ steht unser Stichwort positiv aufgefaßt etwa in der «Hauptsumma» Otto Werdmüllers von 1552: «Im vorgenden capitel sagt es S. Paulus dürr ushin, das kein fleisch durch des gesatztes werk vor Gott rechtfertig syn mag», negativ aufgefaßt in Joh. Aals «Tragoedia Joannis» von 1549: «Er hat mir s also dür abgesagt, das ich in nit me wol darff bitten.»

Recht häufig erscheint *dürr* in Orts- und Flurnamen, meist mit einem Substantiv (mehr oder weniger eng) verbunden. In Safien geht man *in de Tür Ast*, aber man ist *im Türren Ast*. ‚Dürrenast‘ in der Gemeinde Cham bezeichnet heute eine Wiese; früher hat dort (wie andern Orts) ein Wirtshaus zum ‚Dürren Ast‘ gestanden. Der nicht restlos geklärte Name *Dürremüli*, angeblich ‚Taverne am Monte Cenere‘, erscheint schon im Itinerar Werner Steiners von 1515 («Bellinzonam, Turen Muli, Lowis...») und war den Innenschweizer Viehhändlern noch im 19. Jahrhundert geläufig. Aber bereits Lienert hatte (1891) offenbar keine genaue Vorstellung mehr: Seine is *Wältschland* fahrenden Bauern kommen *a der Treiß, wo us em Lauisers ē lauft, bi der Dürre Müli... a d' Gränze*, bei Ponte Tresa also, wie er selbst anmerkt.

Dem Vieh verderblich war die «Löser-Dürre» (der *Löser* ist ‚der Fettdarm‘), seiner Zeit ‚die bösartigste und ansteckendste Krankheit beim Rindvieh‘, laut Steinmüllers Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirtschaft 1800 in den «Distrikten Einsiedeln, Schwyz und Zug durch Ansteckung französischer Schlachtochsen» eingeschleppt. Zur Sippe von

dürr gehört auch der «Dürrling», der personifizierte Tod: «Der Dürrling gibt weder Quartiere (= Pardon) noch Glimpf» (1650).

Im makabren Bereich bleiben wir, wenn wir das freundlichere *biderb* überspringen, weithin bei *verderbe* bzw. *verdärbe*. In der ältern Sprache bedeutet das transitive Verb häufig ‚töten‘, ‚umbringen‘, oft mit Bezug auf Kindsmord und von da aus in das reiche Vokabular der Beschimpfungen geraten. In Hans Rudolf Manuels Weinspiel von 1548 spricht «Ammarentia Wäschblätz» zu «Else Krut»: «Wie stäckist so vol nyd und schalckß und seyst, all dine weetagen (Schmerzen) die heygist du (vom Wein) ererbt. Du hast als gwüß ein kind verderbt.»

Besonders geläufig war die Vokabel im Bereich des Hexen- und Zauberwesens. So bekennt eine Angeklagte 1459, «das sy sich heig gemachet in eins katzen wis und ist gangen gen Ospental... und het Toman Regly ein kind verderpt der muetter an der sitten.» Das entsprechende intransitive („starke“) Verb erscheint in der gleichen Quelle: «(Die Angeklagte habe) gehört, das B. und T. wolten über Furgen hin (über den Furkapap) und sy machet sich in eines wolfes wis, und machet ein lowy, das sy bed verdurbend in der lowy.» Die Zauberei muß indessen nicht immer zum Tode führen, und die Art der Schädigung bleibt oftmals unklar. So auch in der «Erklärung», die 1918 in einer Schwyzer Zeitung erschien: «Alle jene, welche aussagen, ich oder meine Frau hätten den alt-Verwaltungsrat M. verderbt und verhexet, erkläre ich als elende, miserable Lügner und Ehrabschneider. Zahle 100 Franken demjenigen, der mir den Urheber dieses Gerüchtes so angibt, daß ich ihn gerichtlich belangen kann.» *Verderbt* wird auch Gegenständliches, etwa ein Körperteil oder, in besonderem Sinn, ein Gewehr: *Due hed dische* (Jäger) *dem Ätti d's G'wer verderbt, das er nid schieße chönn.* *Der Ätti hed due d's G'wild nümme getroffe* (Molinis).

In den genannten Beispielen ist die ursprüngliche klare Trennung zwischen *verderbe*, *verderbt* = ‚zugrunde richten‘ einerseits und *verdärbe*, *verdorbe* = ‚zugrunde gehen‘ anderseits noch intakt. Andere Belege zeigen aber, daß, besonders

in jüngerer Mundart, die Formen durcheinander geraten:
Ich ha der Mage verdorbe und dergleichen mehr.

Eine relativ kurze Blütezeit erlebte (sachlich und sprachlich) die *Turbe* oder *Turpe*. 1708 wurden in Zürich einige Männer «verordnet, förderlich zu berathschlagen, was wegen der... hier und dorthen in guten Stand gebrachter Durben und Steinkollen fehrners zu veranstalten.» 1714 hält Joh. Heinrich Tschudi in der «Beschreibung des Lobl. Orths und Lands Glarus» fest, «wenn Mangel (an Holz) sich zeigen solte, were noch eine große Menge Durben (Torff oder Turff, Cespites bituminosi) an einigen Orthen des Lands, sonderlich auf den Rieteren bey Urnen und Bilten zu finden... Wie man dann würcklichen bey gegenwärtiger Zeit sothane Brennmatery an besagten Orthen zu graben und nach Zürich zu fertigen angefangen.» Seither haben viele geholfen beim *Turbe grabe* oder *stäche, bīge, böckle* oder *kanöndle* (ein Torfstück quer über das andere legen, so daß es mit dem einen Ende den Boden berührt), *chēre* und *träge* (*i wet mi lieber z' Tōd Torpe träge das stärbe*, heißt es bei Alfred Tobler). Aber heute fragt niemand mehr: *Hē, gueti Frau, bruched Er au Turpe?* (Rothenaturm); die im 2. Weltkrieg noch einmal zu Ehren gelangten Einrichtungen (*Turpe-Hütte* und dergleichen) zerfallen, und solange wir mit Öl heizen, gräbt man – wenn überhaupt – eher «*Torfmull*». Damit ist unser Wort immerhin auch sprachlich verwandt: Schweizerdeutsch *Turbe* geht auf französisch *tourbe* zurück, dieses auf altniederfränkisch *turf*, das seinerseits Grundlage ist für neuhighdeutsch *Torf* und (etymologisch) identisch mit englisch *turf*. Mancher wird den Turf heute besser kennen als die gute alte *Turbe*.

Lautung, Bedeutung und syntaktische Verwendung von *durch* sind im Detail recht mannigfaltig. Der (heutige) lautliche Hauptgegensatz *dur : dür* kann nun auf Grund der Karte I 60 des Sprachatlases der deutschen Schweiz und unserer Formentabelle verfolgt werden. Auffällig ist, daß in unsren Texten des 13. und 14. Jahrhunderts die der heutigen Mundart entsprechende Form «*dur*» (bzw. «*dür*») überwiegt, seit dem 15. Jahrhundert aber hinter «*durch*» zurücktritt. Be-

deutungsmäßig erscheinen Präposition und Adverb in örtlicher, zeitlicher und abstrakter Verwendung, zum Teil in Fügungen, die unser heutiges Sprachgefühl kaum mehr mit *durch* verbindet. Die Einladung, *wer sollend der Gottes Wille nän* (beim Essen) *und tuen, wie we wer deheimet während* (St. Peter im Schanfigg) hat ihre Entsprechung in einem St. Galler Beleg von 1549, wonach einer eingesperrt wurde «um das man im brot durch Gots willen gen und er s nit nemen, sonder gelt wellen han». Ob in Ausrufen wie *de Tūfel wille!* (Stutz, Gemälde aus dem Volksleben) und endlich *de(r) Tūsig!* noch unser Wort (oder eher der bestimmte Artikel) zugrunde liegt, ist schwer zu entscheiden. Für die bekannte Verbindung von Präposition und Adverb in volkstümlicher Rede (*z'ganze Nächte dur* ist es zueg'gange aß wie im *Himmel vorusse*, nach den Glarner Volksgesprächen von 1834; *schäm di dur d'Sēl dur, du gottlöse Ma!* Stutz) finden sich viele Belege, teilweise schon aus älterer Zeit: «Durch d Meß us macht (der Priester) vil krüz» (Utz Eckstein, 1525). Es zeigt sich, daß das Wörterbuch auch für das Studium der Syntax reiches Material bereitstellt.

Neben *Dorf* als Neutrumbegriff in der gemeindeutschen Bedeutung steht, mit Schwerpunkt in den südwestlichen Mundarten, *de(r) Dorf* (auch *Dorfet*) im Sinn von Beisammensein, Zusammenkunft. Man bezeichnet damit ein Beisammensitzen oder -stehen von Nachbarn, Freunden usw. in oder vor dem Hause: (Auf einer Alp) *hed en Älper... g'hittned; all Äben ischd es Zwärgli zō-n-im z' Dorf chun* (M. Sooder, Haslital), aber auch einen formelleren Besuch: *I ha di i der Chilche g'seh u hätt g'wartet vor der Tür, aber mer hei Dorf g'ha daheim, un i ha hei müeße* (Gotthelf). Wenigstens in Fügungen wie *z'Dorf gā, cho* reicht dieser Gebrauch von *Dorf* bis ins Solothurnische, ins Zürcher Oberland und ins Glarner Sernftal. So ist die Stelle bei Jakob Stutz (1801–1877, Mundart des Zürcher Oberlandes): '*s Storchenegg-Anneli ist i der Stadt inne z' Dorf g'sī* nur scheinbar ein Paradox. Auch ältere Zeugnisse fehlen nicht; so erklärt ein Täufer im Verhör: «Ich bin zuo her Uorichen (dem Pfarrer in Dürnten ZH) z dorf gangen wie ein guotter nachpur zuo andren; do hand wir von

dem ewangeli gseit und von dem touff» (1526). Gewöhnlich erst am späteren Abend geht der Bursche *z' Dorf*, der sein Mädchen aufsuchen will: (Auf dem *Dütschibalm* wohnte ein hübsches und habliches Mädchen) *'s isch drum au mēder ei Burst uf e Dütschibalm z' Dourf g'gange* (Weggis). Geht man aber *uf eine* statt *zu eim z' Dorf*, dann ändert sich die Szene gründlich, d.h. man fährt auf ihn los, mit Worten oder gar tätiglich: *Wo-n-er dert düre ist, chōme hurti zwē Manne uf in z' Dorf, u die hei ne halb z' Tōd g'schlage* (Sumiswald, Emmental). Eine Frau, die einen Burschen in der Kammer ihrer Tochter findet, *geit wi der Tūfel mit em Wassergätzi uf in z' Dorf u het 'ne mit 'täpperet, bis si numme no der Stil i der Hang g'ha het* (S. Gfeller).

Der *Bärgdorf*, kurzerhand *Dorf*, auch *Alp-* oder *Süfsunntig* genannt, ist im Berner Oberland ein Älplerfest: «Da kommen die Hirten von den verschiedenen, oft weit entlegenen Alpen auf einen bestimmten Sammelplatz zusammen, und ihre Freunde und Freundinnen finden sich bey ihnen ein; dann überläßt sich alles... den einfachen... Freuden... Da werden Kämpfe angestellt, da wird getanzt, gesungen, gescherzt, gelacht, gegessen und getrunken» („Alpenrosen“ 1811). In seiner „Reise in das Berner Oberland“ (1816/7) schreibt J.R. Wyß: «Ein solcher Dorf wird meistens an einem bestimmten Sonntag... zwischen zwey angränzenden Thälern oder Landschaften gefeiert... Ein sehr berühmter zwischen den Unterwaldnern und Brienzern auf der Alp Breitenfeld neben dem Brünig ist unseres Wissens wegen oft entstandener Streitigkeit von den beydseitigen Regierungen aufgehoben worden.» Die «einfachen Freuden» haben auch sonst bisweilen das Mißfallen sittenstrenger Obrig- und Geistlichkeiten erregt: «(22 Personen sind am) Dorfsonntag auf die Alp gloffen, haben großen Muetwillen getrieben» (1672, Grindelwald), «Bey den Bergdörfern, Bergtänzen kommen junge Leute beyderley Geschlechts zusammen und geht viel Üppigkeit vor» (1754). 1818 verfügte die Regierung von Obwalden, «daß in unserm Land alle sogenannten Dörf auf den Alpen und sonst... mit Fremden zu schwingen verboten sei.» Trotz alledem sind sie auch heute noch nicht ganz verschwunden.

Die mittelhochdeutschen Verben *dürfen*, ‚nötig haben‘, ‚bedürfen‘, und *(ge)turren*, ‚wagen‘, leben in unsren Mundarten zwar formal als *dörfe* und *töre* oder ähnlich weiter, haben sich aber dermaßen verflochten, daß eine getrennte Behandlung unzweckmäßig schien. Nur die Walser in Alagna (Piemont) haben die alte Unterscheidung bewahrt, wenigstens noch zur Zeit, als Giordani seine Monographie über diesen Dialekt verfaßte (erschienen 1891): *türfe*, ‚nötig haben (sein), bedürfen‘ (*Du häst dich nit türfe mannu*, ‚tu non avevi bisogno di maritarti‘), doch auch schon in der jüngern, gemeindeutschen Bedeutung, daneben *tirre*, ‚osare‘. Für Wartau (Rheintal) wird *töre* als ‚wagen‘, *dörfe* als ‚dürfen‘ angegeben. Sonst haben sich die beiden Verben – bei völligem Zusammenfall der Wortinhalte – geographisch ausgeschieden. Noch gebraucht, aber bereits mehr oder minder bedrängt durch *dörfe*, ist *töre* in einem zusammenhängenden Gebiet, das den nördlichen Teil des Kantons Zürich, die Kantone Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen und Appenzell umfaßt; dazu kommen Alagna und Rimella im Piemont, ferner einige ältere Angaben, so für das Zürcher Oberland und Uri, nur aus Stalder (Anfang des 19. Jahrhunderts) für Glarus und das Berner Oberland. Alle andern Dialekte scheinen einzig noch *dörfe* zu kennen. Dagegen in unserm Material zur älteren Sprache erscheint ‚turren, tören‘ usw. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts recht häufig, und zwar von Freiburg bis St. Gallen, von Basel bis Chur.

Die ursprüngliche Bedeutung von *dörfe*, ‚bedürfen, nötig haben (sein)‘ ist in unsren ältern Quellen ebenfalls reich belegt, zunächst mit Genitivobjekt: «Die gesunden dörffend deß artzets nit» (Lukas 5,31 in den Ausgaben der Zürcher Bibel von 1524 bis 1589; die späteren verwenden «bedörffen»), dann auch mit Akkusativ: «Den gruos von einem selichen man darf ich nit, als du bist» (1513, Brief eines Berners an seinen mißrateten Sohn). Die Fügung mit nachfolgendem Infinitiv (und meist negiert) entspricht heutigem ‚(nicht) brauchen, müssen‘: («Zächbrüeder» zum Wirt:) «Du darffst darby nit z sorgen, das man dich überyl mit gelt, du muost uns borgen noch etwan manchen morgen, wir hand noch lang der wyl» (Hans Rudolf Manuels ‚Weinspiel‘). Aus

der Mundart haben wir dafür neben dem schon erwähnten Alagna nur noch zwei Zeugnisse, das eine aus Aarau in einem Text von 1841, das andere, wohl nicht viel jüngere, aus dem Berner Oberland: *Du darfst di dā nüt so verspräche*, ‚du brauchst dich nicht so zu entschuldigen‘.

Wie schon gesagt, ist die angestammte Bedeutung von *töre* ‚wagen, sich getrauen‘: *Tarsch du dō abe jugge? I tar öd, i förcht mer* (Egnach TG). «Darzuo getar üwer keiner in kein reys louffen und hand ze wort (zur Ausrede), üwer herren haben üch das verbotten», höhnt 1424 ein Nidwaldner einige Zürcher. Schon früh erscheint auch *dörfe* in dieser Bedeutung: (unser ältester Beleg datiert von 1470): *Was, du tarfsch nid emöl i 's Wasser?* (Zug), *Gäll de tarfsch mi nid aluege, de häst nes schlächts G'wüsse!* (Luzern). Heute aber geht auch dieser Gebrauch weitherum zurück, und für *dörfe* wie für *töre* steht die neuere (in unserm Material seit dem 15. Jahrhundert sicher bezeugte) Bedeutung ‚dürfen, die Erlaubnis haben‘ mindestens im Vordergrund. Es ist kaum Zufall, daß wir bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts dafür nur ‚tören‘ belegt haben; ein halbes Jahrhundert später schon herrscht (wie in der Bedeutung ‚wagen‘) «dörfen» in unserer Schreibsprache eindeutig vor.

Wenn wir unsere beiden Verben in ihrer gegenseitigen Durchdringung betrachten, so *töred mer* (‚wagen wir‘, ‚erlauben wir uns‘, ‚ist es erlaubt‘?) die Entwicklung etwa so deuten: Einerseits hat mittelhochdeutsches *dürfen* (= ‚bedürfen‘) vom lautlich und flexivisch aufs engste verwandten *türren* zusätzlich die Bedeutung ‚wagen‘ übernommen. Anderseits ist ‚wagen‘, in tadelndem Sinne verwendet, synonym mit ‚sich herausnehmen‘: *Dū tarst da säge!* (Hüttwilen TG), «Min Gott, wie turrend ir das reden, ir wissent doch wol...» (1435, Zürcher Ratsbuch), leicht abgeschwächt synonym mit ‚sich die Freiheit nehmen, sich erlauben‘: «Verzych mir üwer wysh(eit), das ich so gheim (vertraulich) mit dero reden gdar» (Zwingli an den Rat von Konstanz). Man erlaubt sich (nicht), was man subjektiv für (nicht) erlaubt hält: «Also tuon wir üch ze wüssen, das ünser rätt... uff hüt nit vil by einander gewesen sint, das wir nit getorsten gewalt ze haben, ein voll antwurt darumb ze geben» (1462, Zug an Luzern).

Von da aus braucht es nur noch einen kaum merklichen Schritt zum objektiven ‚erlaubt sein, die Erlaubnis haben‘: *Herr Landame, iez mues i 'ne g'wüß no ättas frēge, wenn i tarf: Säged, wie ist das, tarf ma en Gabler schieße?* (Davos, H. Valär). Schließlich wird die ursprüngliche Bedeutung von *dörfe* („bedürfen“) preisgegeben, wenn sie auch Wendungen, die wir heute anders auffassen, wie *En andere Chrage törfftist au no alegge* (A. Huggenberger), zugrunde liegen „dürfte“. Dieses eine Wahrscheinlichkeit ausdrückende „dürfen“ wird heute kaum als echt mundartlich empfunden. Ge-wisse ältere Belege sprechen aber dafür, daß dieser Gebrauch der Volkssprache nicht durchaus fremd war: Vor dem Zürcher Ehegericht erklärt um 1530 ein Beklagter: «Do muottete sy in an, er sölle sy nemmen, do sprech er zuo ir: Ich bin ietz krank und wil ietzmal nit wyben; wenn ich aber wyben wölte, so dörfft ich dich als bald als ein andre nemmen.» Ein Bauer sagte zu einem, der ihm ein bestimmtes Dokument abverlangt: «Der brieff ghört dir nüt, ich wil in dir nüt gen, du törfftist mir in woll nit wider gen» (1570).